

Mensch am Meer

Der Himmel bedeckt sich wieder. Nach zwei schönen Tagen wird es Regen geben. Ein großer schwarzer Hund – vielleicht ein Chow-Chow - tollt mit weißem Ball durch das Wasser. Um mich her sind Gespräche, Stimmen, Gelächter – Zweisamkeit, Geselligkeit, Menschennähe. Das Meeresblau scheint sich in der Unendlichkeit mit dem Himmel zu vereinigen. Ein richtiges Ziel ist in der Weite vergeblich zu suchen. Wie ein Mantel umhüllen mich Himmel und Meer. In gleichmäßigen Rhythmen branden die Wellen. Zwei Badenixen - eine in ultramarinblauem Badeanzug, die andere in umbrifarbenem Bikini – schlendern nach lustvollem Bad vom Wasser auf den Strand – über ihnen ein Möwenpärchen, das in die Weite fliegt. Dann Schreie von Möwen auf Steinen, die Bühnen bilden. Allmählich wird es kühl – der Sommer geht. Vor meinen Augen stehen Büschel von Schneidegras, die meinen Blick wie hinter einer Gardine verdecken. Wahrscheinlich kommt es nur mir so vor, als könnte ich nicht gesehen werden. Dem Außenstehenden müssen die Gräser wie ein schwacher Schutz erscheinen!

Wegen der Nähe und somit Größe des Grases kommt es nur den Beobachtenden so vor, als bildete es eine wirkliche Fassade, die sie für andere unsichtbar macht. Eine ähnliche Funktion kann eine Spiegelbrille haben. Nur weil die Augenbewegung für andere nicht zu erkennen ist, bedeutet es noch nicht, daß die gesamte Person hinter der Brille verschwindet. Für den heimlichen Beobachter können solche Pflanzen sogar geradezu Aufforderungen für einen verstohlenen Blick sein, frei nach dem Motto „Gelegenheit macht Diebe“! Das Diebesgut bildet in diesem Fall die Intimität und Privatheit der anderen, das von diesen selbst jedoch öffentlich, z. B. am Strand, zur Schau gestellt wird. Ein Schlüssellochvoyeur ist dagegen schon ein größerer Dieb, weil er in eine Intimsphäre einbricht, die tatsächlich nicht direkt angeboten wird. Am Strand können Außen- und Innenperspektive verschmelzen, so wie das Meer am Horizont den Himmel küßt.

Der Strand desavouiert den Beobachter und sein Objekt, bzw. er verkehrt sogar Täter und Opfer und bringt sie auf einem hellen Flecken Erde in eine spannungsvolle Symbiose. Die nackten oder halbnackten Leiber können als Verführungsinsignien gedeutet werden, ähnlich den Früchten eines Baumes der Erkenntnis im Garten Eden! Wer nicht zugreift, ist nicht verführbar bzw. nicht aus Fleisch und Blut, könnte man meinen, auf dieser Theaterbühne der Natur, deren einziger Scheinwerfer das gleißende Sonnenlicht ist. Die Gesellschaft demaskiert sich freiwillig und spielt mit der ganzen Palette der ihr zur Verfügung stehenden Trivialitäten. Im Sand wird

geliebt, geschmust, gelacht, gesoffen, gefeiert, geweint, gesucht und manchmal sogar getötet. Er ist der körnige Teppich, der einen gemeinsamen Boden für Schichten und Kulturen unterschiedlichen Couleurs bereitet, ein Flickenteppich, der mal edlere, mal unedlere Stoffe zusammenfügt. Interessant ist das Muster als Ganzes betrachtet, ein dynamisches Kunstwerk, dessen Webkanten nach allen Seiten offen sind. Strand bildet Kultur, Wohnheitskultur, die gerade in einer Singlegesellschaft zum Schaufenster ansonsten verschlossenen Seins wird. Bis auf an gebührenpflichtigen Stränden setzt Strand keine Tabus. Die Einladung richtet sich erwartungsfrei an alle, sogar Tiere sind willkommen. Der Strand läßt sein – er zwingt von sich aus nichts auf. Er ist frei und eröffnet auch dem Blick Freiheit in der Ferne von Himmel und Meer. Er ist ein Relikt von Zwanglosigkeit in einer ansonsten verplanten Welt. Jeder Meter dieser Erde ist vermessen worden, wie beispielsweise Landkarten dokumentieren. Der Strand vermittelt zumindest die Illusion von Freiheit, den Hauch eines Ausstiegs aus Festlegungen des Alltags. Er bietet Raum für Sehnsüchte, Träume, Lüste und fungiert daher als Ersatzreligion in einer sich religiös unkonventionell gebärdenden Zeit!

Der Strand ist einer von wenigen Berührungspunkten zwischen Mensch und Natur. Er spiegelt die ambivalenten Annäherungsversuche naturentwöhnter Menschen wider.

Zur Untersuchung und Beschreibung dieses Schauspiels eignet sich mein halbverborgener Blickwinkel hinter dem Schneidegras besonders gut. Ein sattes Grün, ein helles Beige und ein nuancenreiches Blau sind Zonen meiner Beobachtung.

Innerhalb der beigeen Zone finden sich hier und da bunte Sprenkel menschlichen Lebens, das sich durch künstliche, leuchtende Farben von seiner Umgebung abhebt. Schließlich bildet das Meer in seiner Grenzenlosigkeit die allumfassende faszinierende Seinsmacht, die Erweiterung alles Begrenzten! Es zieht mich an in seiner Herrlichkeit und stößt mich gleichzeitig ab aus der Angst, von ihr überwältigt zu werden.

In der beigeen Zone tummeln sich bunte Wind- und Sonnenschutzbauten, die wie halbe Igluzelte ausschauen und die darunter liegenden Menschen gegen Wind und Wasser bannen. Die unausweichliche Dichte der Menschenleiber, Fleisch an Fleisch, kommt mir wie ein unausgesprochenes Bündnis gegen die Natur vor, wie eine Herde, die sich gegen drohendes Unwetter zusammenkauert. Das Meer verbündet, es stiftet Eintracht in einer sonst zwieträchtigen Welt. Auch die Bademoden wirken wie Uniformen, da sie sich doch in Farbe und Schnitt von Lagerplatz zu Lagerplatz nicht viel unterscheiden. Neonfarben in Magenta, Hellgrün oder Cyan scheinen „in“ zu sein. Aber auch Schwarz gehört als Farbe zu den zeitlosen Modeaccessoires. Bei den Wind- und Sonnenschutzschirmen dominieren Pink und Violett.

Hinter dieser aufdringlichen Näheansammlung breitet sich das nuancenreiche, kühle Blau von Meer und Himmel aus. Wie Löschwasser möchte ich es trinken, um quä

lenden Durst zu stillen oder über zu heißen Sand laufen lassen. Ich möchte die Weite des Meeres über sich gegenseitig erstickende menschliche Fülle stülpen können als einen Akt der Befreiung! Auch das Rauschen des Meeres bildet eine ebenmäßige Klangkulisse hinter unruhigen lauten, leisen, schrillen und tiefen Tönen menschlichen Stimmenwirrwarrs. Es vereinigt Getrenntes im gleichmäßigen Tempo aufrollender Wellen. Distanz und Nähe bilden eine merkwürdige Paarung am Strand meiner Beobachtung. Zaghafte Annäherungsversuche des Menschen an das Meer sind symbolisch im Baden zu erkennen, dem vorübergehenden Hinausgleiten der Nähe in die Ferne. Umgedreht schmiegt sich das Meer an das Land, wenn seine Wellen, mal heftig, mal ruhig das Land überschwemmen. Die Achtsamkeit kann aber nur vom Menschen ausgehen, denn das Meer vermag nicht im menschlichen Sinn zu reagieren. Das Verhältnis von Mensch und Natur gestaltet sich von daher einseitig. Das Meer agiert – der Mensch reagiert und agiert. Er kann das Meer nicht beschuldigen, nur sich selbst! Aus meiner Perspektive scheint der Mensch Angst vor dem Versagen seiner Reaktionsfähigkeit auf das Meer in sich zu tragen. Er wirkt wie ein Fremdkörper in seiner neonfarbenen Badebekleidung, unfähig, die Unendlichkeit zu ertragen und doch sehnsüchtig nach ihr. Er wirkt wie eine Schaufensterpuppe, die in eine fremde Kulisse geworfen wurde, mit der sie sich irgendwie arrangieren muß. Sprachlosigkeit schwebt über dem Beobachteten – dem Menschen ist der unmittelbare Zugang zu seiner Umgebung verlorengegangen. Seine Sprache reicht nicht aus, um sich seiner selbst oder der ihn umgebenden Natur habhaft zu werden. Die Brücke zwischen Selbst, Mensch und Natur reißt ein. Ein schwaches Ich initiiert hilflos taumelnde Berührungen zwischen sich und der Welt. Die Welt ist entzwei!

Während sich die anderen in der Weite der Strandebeine exponieren, genieße ich den sparsamen Schutz meiner Gräser jenseits der Massen auf leicht erhabenem Sandboden. Die grüne Zone ist der Privatbereich der Beobachterin. Von hier aus scheint sich der ideale Blickwinkel eines Beobachters, aber auch eines Voyeurs zu ergeben. Nicht ganz dazu zugehören, aber doch dabei zu sein als mögliche Position in oder außerhalb der Gesellschaft hinter dem vagen Schleier grüner Grashalme? Die Rolle der Beobachterin vereinigt genau den Gegensatz von Introversion und Exposition, der im Strandleben entblößt wird, auf einer Metaebene. Im Gegensatz zum Voyeur ist die Beobachterin nicht auf die Befriedigung sexueller Neugierde fixiert, sondern hegt ein allgemeines Interesse am Leben, das sie aber vielleicht wie hinter einer Glasscheibe lebt. Sie will eintauchen und wieder auftauchen können, weil ihr das Beobachtete in gewisser Weise fremd erscheint oder zumindest nicht ganz und gar behagt. Sie sieht dem Hund des Strandnachbarn zwar gern beim Spielen zu, möchte ihn aber nicht selbst besitzen, weil er ihr irgendwie leid tut? Habe ich das Recht, einem Hund meine

Herrschaft aufzunötigen und ihn von seiner Natur zu entfremden? Außerdem bildet der Hund kein notwendiges Seherlebnis für die Beobachterin, da sie auch mit Möwen am Strand zufrieden ist. Der Lustgewinn beim Beobachten eines Hundes ist minimal, ebenso wäre es sein Besitz.

Ein Leben ohne Fragen ist vielleicht einfacher. Der Hund *w i l l* eventuell sogar in einer Zwei-Zimmer-Etagen-Wohnung leben und würde sich sträuben, plötzlich Haus und Garten angeboten zu bekommen, so wie der Papagei meiner Eltern auf Freiflug verzichtete, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot? Natürlich ist weiterhin zu fragen, ob ein Hund überhaupt *w o l l e n* kann? Vielleicht ist „er“ nur gewöhnt? Er liebt vielleicht seine Unfreiheit oder ist sich dessen nicht bewußt. Ihm bedeutet der Begriff „Unfreiheit“ nichts. Seine Sprache ist nicht die meine.

Die Sonne wird von Wolken verdeckt. Viele Menschen verlassen den Strand. Aus der Ferne sind Donnerschläge zu hören. Donner und Blitz sind schlechter als Sonne, so viel scheint klar zu sein, wenn auch sonst alles ins Wanken gerät.

Der Strand, ein Mikrokosmos von was? Wenn es einen Mikrokosmos gibt, muß als Bezugsgröße ein Makrokosmos existieren! Ist er die Gesellschaft, die Kultur, die Natur oder gar das All, der Größenwahnsinn, die Unvernunft, mein Spiegelei in der Pfanne oder gar meine Spiegelei?

Ratlos sehe ich dem Fliehen der Menschen zu, bevor auch ich, die Beobachterin, meine Flucht vor drohendem Gewitter antrete.

Wenigstens eine Präzision muß es geben: Unwetter am Meer ist gefährlich, macht naß und kann zu Erkältung führen. Wenn ich das nicht will, sollte ich diesen Ort verlassen. Damit ist nicht gesagt, daß Erkältungen schlecht oder Blitze böse sind, ich muß mich korrigieren, aber sie sind in der Regel ungesund! Ich fälle meine Entscheidung also am Wert meiner Gesundheit. Dieser Wert ist für mich mächtiger als die Position einer Beobachterin am Strand. Damit kippt meine Metaebene, nicht die jedoch des gesamten Strandes! Ich spüre in diesem Moment, daß ich selbst eindeutig Teil eines Vorgangs bin, den ich selbst nicht mehr zu überblicken vermag.

Stolz, aber auch etwas verschämt kann ich sagen: Die Natur ist in diesem Punkt mächtiger als ich, und ich füge mich sogar gern. Wenn ich allmächtig wäre, würde ich zumindest über die Wahl verfügen, den Sturm zu stoppen. Ich wäre ständig dazu aufgefordert, in Bewußtheit zu wählen und würde bald an Überanstrengung sterben, es sei denn, zu absoluter Bewußtheit würde sich absolute Gelassenheit gesellen. Absolute Gelassenheit kann aber dann nur die Folge eines Verzichts auf absolute Bewußtheit bilden und somit die Möglichkeit realer Katastrophen wieder wahrscheinlich machen. Die Natur ist doch mächtiger als ich, obwohl oder weil sie nicht reagieren kann, sondern nur unmittelbar agiert. Ich versuche, mit ihr auf irgendeine Weise ins Gespräch

zu kommen und ihrer nonverbalen Sprache zu lauschen. Vielleicht kann es dann doch sein, daß mir das Schneidegras, welches in meinen Blick ragt, eines Tages eine Geschichte erzählt? Manchmal jedenfalls glaube ich es ganz, ganz leise sprechen zu hören vor dem mächtigen Rauschen des Meeres. Es erinnert mich an die Stimme eines schüchternen Kindes, das erst allmählich nach langen und geduldigen Versuchen von seiner Umwelt gehört und verstanden wird. Dann aber hat es eine Menge zu erzählen und gibt ohne Scheu seinen Schatz wertvoller Gedanken preis.

Wenn ich wieder am Meer bin, werde ich das Schneidegras erneut befragen und hoffe, daß es sein Schweigen etwas weiter bricht. Vielleicht werde ich dann Teile von mir im Gras wiederentdecken. Es gibt viele Spiegel in dieser Welt, die nicht den Körper, aber die Seele des Menschen spiegeln.

Copyright © 1998 Alle Rechte by Maren Rehder

Nachdruck, auch auszugsweise, und jede Art der Vervielfältigung nur mit schriftlicher Einwilligung der Autorin.